Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 29 (1973)
Heft: 2

Artikel: Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht...? (III)
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421105

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

B sagen" (IX,292), auch muß der Mensch daran denken, daß „wenn man zu äußerlich wird, es innerlich an zu fehlen fängt, wer zu viel schießt, kömmt ums Pulver" (XIII,494); immer wieder setzt sich Gotthelf für das Sparen ein, denn „wer Millionen gewinnen will, muß auch beim Kreuzer anfangen" (XV,189) und „spart man in der Zeit, so hat man in der Not" (IX,127).
Stets will Gotthelf durch altüberlieferte Lehren vor Mißgeschick warnen, und so steht er da, der Prediger auf der Kanzel[17] mit erhobenem Zeigefinger, als „ein prophetischer Eiferer, Mahner, Tadler"[18], der oft an Luther erinnert[19]. So warnt er, „man dürfe den Teufel nicht an die Wand malen, wenn man ihn nicht selbst haben wolle" (I,369), „Übermut hat nirgends gut" (XVIII,209), „der Krug geht zu Wasser, bis er bricht" (IX,92), „der Hochmut kommt vor dem Fall" (XXI,179), „die schönsten Tage enden gerne mit einem Gewitter" (XIX,107), „eine Sünde zieht die andere nach" (VIII,96), „wenn man es am wenigsten erwartet, schlägt oft der Blitz am nächsten ein" (XXIII,347), „die Wände haben Ohren" (XIV,165), „Müßigkeit ist aller Laster Anfang"(XIII,353), „zu wenig und zu viel verhöhnt alle Spiel" (VI,316), „das Alter schützt vor Torheit nicht" (VII,184) und „wo eine Kirche gebaut wird, baut der Teufel eine Kapelle daneben" (XVI,180).

(Schluß folgt in Heft 3)

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht . . .? (III)

Sie sind Mitglied des Deutschschweizerischen Sprachvereins und gewiß von Liebe beseelt „zu den beiderlei Deutsch: zur Hochsprache, die wir mit den Sprachgenossen bis zur Waterkante teilen, und zur Mundart nicht minder, die uns Eidgenossen das Geheimnis der Heimat hütet und offenbart" (Georg Thürer). Ist es da aber nicht ein Widerspruch, daß Sie so einfache Dinge des Herzens wie „danken" und „sich entschuldigen" nicht in unserer eigenen Sprache tun zu können glauben, sondern „merci"

[17] (wie Anm. 14) 18. Man „muß sich aber doch mit der Tatsache abfinden, daß Gotthelf den Roman je und je als seine ihm eigene Kanzel betrachtete, die ihm erlauben sollte, seine Wahrheit, ..., die er anders nicht mehr zur Geltung bringen konnte, der Welt ins Gesicht zu werfen."

[18] Rudolf Hunziker, Jeremias Gotthelf (Frauenfeld 1927) 42.

[19] (wie Anm. 18) 42. „Was Wunder, daß seine Sprache uns wie diejenige Luthers an die Sprache jener Rufer erinnert, die in der Bibel für die sittlichen Güter, für Glauben und Recht begeistert und entrüstet, strafend und lobpreisend in die Schranken traten!"

(„märßi“ oder gar „märsi“), „excusez“ („äxgüsi“) und „pardon“ sagen? Vielleicht haben Sie noch gar nie darüber nachgedacht.
Die Gepflogenheiten sind nach Landstrichen einigermaßen verschieden. Im Bernbiet sitzt „merci“ tiefer als in der Ostschweiz. Zu Gotthelfs Zeiten aber hat man auch im Bernbiet, jedenfalls auf dem Land, kaum „merci“ gesagt; es hieß „Dank heigischt“ oder so. Meine Großmutter, eine Ostschweizerin, war jedesmal unzufrieden, wenn ihr jemand für Gutes, das sie erwiesen hatte, „merci“ statt „Vergelt's Gott!“ oder „danke“ sagte; es komme ihr vor, der „gebe ihr noch den Schuh“ statt einen rechten Dank. Sicher ist, daß wir bei tieferem Dankgefühl uns kaum mit „merci“ begnügen, daß wir hingegen für eine selbstverständliche Handreichung — etwa bei der Entgegennahme des Trambillettes — dieses Wörtchen passend finden. Übrigens ist „merci“ im deutschen Sprachgebrauch keineswegs auf das Gebiet der deutschen Schweiz beschränkt. Außer den Elsässern, Lothringern und Luxemburgern sollen es auch Leute in den Rheinlanden brauchen. So wird die Geschichte erzählt, daß beim Einrücken belgischer Truppen nach dem Zweiten Weltkrieg Kinder in der Gegend von Aachen zuschauten und die Ohren spitzten; ein kleiner Junge soll dann nach Hause gerannt sein und posaunt haben: „Du, Mutti, die sprechen ja deutsch, einer hat merci gesagt!“ Aber Spaß beiseite, es ist durchaus möglich und sollte selbstverständlich sein, daß wir unsern Dank — wenn er echt ist, jedenfalls — deutsch sagen. Natürlich darf man nicht ein hochdeutsch oder gar berlinerisch ausgesprochenes „danke“ in die Mundart einflechten wollen; sondern wir sagen (wenigstens die Nichtbasler): „tangge“. Verstärkt wird's zum „tangge beschtens“ oder „tangge villmoll“ oder „dankschön“. Und warum sollten wir das schöne alte „Vergelt's Gott!“ nicht mehr brauchen? Wenn es ganz tief vom Herzen kommt — gibt es etwas Schöneres als „Vergelt's Gott, Mueter!“?
Ähnliches läßt sich über „äxgüsi“ und „pardon“ sagen. Es gibt nichts, was uns hindern müßte oder könnte, auch im Entschuldigen uns selber treu zu sein. Auch nicht der Umstand, daß „pardon“ so ziemlich im ganzen deutschen Sprachgebiet, von Biel bis Wien und Brig bis Flensburg, eingefleischt ist. Das Wort „Entschuldigung“ fügt sich, fast unverändert, gut in die Mundart ein, als „En-tschuldigung“ ungefähr. Nicht so „Verzeihung“; die paßt wohl nur in die Hochsprache. Aber wir haben für „äxgüsi“ noch das einwandfrei schweizerdeutsche „entschuldigezi“, woran erst noch „bitte“ anzuhängen freisteht. Das sei zu lang? Doch nicht, wenn es uns mit der Entschuldigung wirklich ernst ist!
Lassen Sie es sich von einem, dem seit über einem Jahrzehnt kein

„merci“ und kein „äxgüsi“ und kein „pardon“ mehr über die Lippen gerutscht ist, sagen:
Es geht ganz leicht! Wenn Sie einmal den Entschluß gefaßt haben, sich beim Danken und Entschuldigen in unserer Muttersprache auszudrücken, brauchen Sie nur wenige Wochen lang jeweils im rechten Augenblick kurz daran denken. Vielleicht ein dutzendmal, wenn es hoch kommt. Dann sitzt die gute neue Gewohnheit schon wie selbstverständlich. Und es gibt — zweitens — keinerlei Schwierigkeiten. Man fällt damit keineswegs auf, wenn man es recht macht; alles läuft wie sonst. Man muß es nur mit Selbstverständlichkeit tun, und diese stellt sich nach kurzer Angewöhnung ein. Auf Ihrer Sprachweste aber werden einige unschöne Flecken wegsein!

Sprachform am Radio

Schriftsprache und Mundart — eine Diskussion mit Mißverständnissen

Die Leser des „Sprachspiegels“ sind vor einiger Zeit (Heft 5, 1972) eingeladen worden, sich darüber zu äußern, ob sie am Radio mehr schriftsprachliche Sendungen wünschen, als gegenwärtig zu hören sind. Diese Frage wurde von einer Mehrheit der Antwortenden bejaht. Die Veröffentlichung des Ergebnisses (Heft 6, 1972) hat aber hier und dort Unwillen hervorgerufen, und die Angelegenheit ist sowohl im Vorstand wie auch an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins zur Sprache gekommen. Dabei hat sich gezeigt, daß die Fragestellung zu Mißverständnissen führte. Auch die Meldung der Depeschenagentur über die Jahresversammlung, die einen offensichtlichen Irrtum enthielt, machte deutlich, daß das „Unternehmen“ nicht unter einem ganz glücklichen Stern stand.
Obschon ich an der Ausarbeitung der Umfrage nicht beteiligt war, möchte ich hier doch einige Bemerkungen wiederholen, die ich an der Jahresversammlung vorgebracht habe: Zunächst einmal scheint es mir notwendig zu sein, mit aller Klarheit festzustellen, daß eine Frontstellung Schriftsprache gegen Mundart in der Schweiz nicht denkbar ist. Die Muttersprache des Deutschschweizers umfaßt zwei Ausprägungsformen, die er in gleicher Weise bejaht: die Mundart und die Schriftsprache.
Wie Rudolf Schwarzenbach in seiner umfangreichen und lesenswerten Untersuchung festgestellt hat, verursacht dieses Nebeneinander zweier Sprachformen zwar Probleme, aber keine tiefer greifenden Konflikte. Verschiedene Beobachter stellen freilich fest, daß die junge Generation weniger bereit ist, Hochdeutsch zu sprechen, sondern daß sie wo immer möglich in die Mundart „ausweicht“. Das hat zur Folge, daß das Verhältnis zur gesprochenen Hochsprache — das nie ungestört und nie frei von Hemmungen war — eher verkrampft wird. Dies wirkt sich vor allem auf das Zusammenleben mit den Fremdsprachigen ungünstig aus und trägt dazu bei, daß